

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1932

14.2.1932 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

21. Jahrg. No 7



14. Febr. 1932

Karl Holl / Die Technische Hochschule als Bildungsanstalt oder Fachschule.

Die folgenden Ausführungen sind eine kurze Zusammenfassung der Antrittsrede des derzeitigen Rektors der Brüderianum. Der ungetuschte Vortrag ist als Nr. 10 der Karlsruher Akademischen Reden im Verlag C. F. Müller-Karlsruhe in Festschrift erschienen.

Vielfach werden Klagen laut, daß die deutschen Hochschulen in Gefahr stehen, Fachschulen zu werden. Wir wissen leider, daß diese Gefahren gleichermaßen Universität und Technische Hochschule bedrohen. Sie scheinen uns aber bei der Technischen Hochschule äußerlich und innerlich größer, weil die Technische Hochschule als jüngere Schwester der Universität ihrem sachlichen Ursprung noch näher steht und in weiten Kreisen der Öffentlichkeit, auch der sogenannten Gebildeten, wesentlich als Fachschule gewertet wird. Ein klassisches Beispiel für diese Auffassung bietet eine viel beachtete Veröffentlichung jüngster Zeit, die Lehrstühle allgemeinbildender Fächer als etwas kostspielige Ausschmückung einer Technischen Hochschule bezeichnet.¹⁾

In dem Versuch, die allgemeinbildenden Fächer aus dem Bildungsplan der Technischen Hochschule auszumerzen und seine Beschränkung auf streng sachliche Disziplinen bildungsrechtlich zu begründen und abzugrenzen, dürfte wohl die Auswirkung der realistischen Bildungstheorie gegenüber der humanistischen zu erkennen sein. Diese realistische Bildungstheorie gründet auf eine Denkrichtung, die bestimmt ist durch die Philosophen Bacon und Descartes. Der Sinn der realistischen Bildungstheorie ist Anhäufung des Wissens zum Zwecke seiner Ruhbarmachung: Nicht die Formung des Menschen durch harmonische Ausbildung seiner Leibes- und Seelenkräfte, sondern Entwicklung seiner Intelligenz und technischen Fertigkeiten, nicht Erziehung zu freier Wertsetzung, sondern Schaffung materialer Werte durch Anwendung erworbenen Wissens.

Die Technischen Hochschulen errangen in dieser Entwicklung in ungestümem Angriff die lange genicidete Gleichberechtigung mit den alten geachteten Universitäten. Wenn einst die humanistischen Epigonen unserer Klassik (dem Wirklichkeitsinn eines Goethe ideologisch entfremdet) glaubten, auf die Technik als kulturell, im besten Falle zivilisatorisch herabsehen zu dürfen, so wurde sie nun von den materialistischen Nihilistensapotein vergöttert.

Nun, die Zeit hat sich gewandelt. Was noch vor zehn Jahren gepriesen wurde, ist heute fragwürdig geworden, wobei man jetzt in der Verdammung ebenso ungerecht zu weit geht, wie früher in der Anbetung. Wird es doch heute etwa schon fast zur Selbstverständlichkeit, daß man die Technik verantwortlich macht

für unsere Wirtschaftskrise, ohne sich zu fragen, ob nicht vielmehr ihre Anwendung durch den Menschen, ihre Einfügung in den Wirtschaftsbetrieb unzulänglich war. Die Technik ist jene Zauberkraft, die wohl der Meister handhaben kann, die aber in den Händen des unbedachten Zauberlehrlings größten Schaden anrichtet. Nicht die Technik ist der Schuldige, sondern die Zauberlehrlinge. Im 19. Jahrhundert entstand das Schlagwort von dem welt- und lebensfremden Professor, insbesondere Philologen. Jeder von uns dürfte aber auch schon sogenannten Führern von Wirtschaft oder Industrie begegnet sein, die, in ihrem Fache von unbestrittener Autorität, in Angelegenheiten, die darüber hinaus die Allgemeinheit angehen, von geradezu naiver Verständnislosigkeit waren. Das sind alles Reinkulturprodukte positivistischen Spezialistentums, wie es, getragen von jener realistischen Bildungstheorie, im 19. Jahrhundert gezüchtet worden ist.

Diese Erkenntnis ist schon seit vielen Jahren wach und in Hochschulen wie in Wirtschaft- und Industriezweigen voll ernter Besorgnis erörtert worden. Gerade diese Erörterungen führten ja schon vor dem Kriege und nach ihm in zunehmender Stärke zu den Reformrufen der Hochschulbildung. Die Karlsruher Hochschule darf sich rühmen, am frühesten und entschiedensten diese Rufe aufgenommen und Schritte zur Verwirklichung der aufgestellten Forderungen unternommen zu haben.

Der Vortragende betont, daß zwischen Natur- und Geisteswissenschaften eine Grenze gezogen werden müsse, leugnet jedoch nicht, daß es überaus wertvolle Grenzgebiete gibt, die die Verbindungswege erleichtern, und daß es Möglichkeiten und Notwendigkeiten gebe, kulturwissenschaftliche Gebiete nach naturwissenschaftlichen Denkformen, und naturwissenschaftliche Gebiete nach kulturwissenschaftlichen Denkformen zu bearbeiten.

Dafür ist in Biologie ein Beispiel, an ihr wird aber auch offenbar der Unterschied generalisierender Geisteswissenschaft, was wir Naturwissenschaft nennen, und individualisierender Wertwissenschaft, wie wir die historische Kulturwissenschaften auffassen. Wenn es gerechtfertigt ist, das theoretische Prinzip technischer Wissenschaft in der Reduktion auf das mathematische Errechnbare und geometrisch Darstellbare zu erblicken, so darf man wohl technische Denkweise jenem mathematisch-naturwissenschaftlichen Verfahren gleichsetzen, das die Gesamtheit materiellen Lebens analysiert und in allgemeinstufige Gesetze einordnet zur Vorbereitung auf dieses Leben als Summe von Erwerbsmöglichkeiten.

An der modernen Physik wird dann gezeigt, daß naturwissenschaftliches Denken uns nur einen Teil der Welt zu erklären vermag. Ebenso allerdings historisch-kulturwissenschaftliches Denken. Aber das Wesentliche ist, daß es uns einen anderen Teil, von dort her nicht erkennbar, aufstellt. Das Leben ist ja nicht

¹⁾ Gutachten der Sporkommission über die badische Staatsverwaltung. Festschrift 566 der Drucksachensammlung des Badischen Landtags. 1931 p. 129.

nur eine materielle Gesamterscheinung, die unter generelle Naturgesetze aufgeteilt werden kann und die eine Summe von Erwerbsmöglichkeiten darstellt. Jedes individuelle Leben bedeutet zugleich eine Fülle von seelischen Erlebnissen und Willenshandlungen emotionaler und ethischer Wertbestimmtheit. Keine noch so genauen psychologischen Meßapparate vermögen darüber Endgültiges auszusagen. Hier bieten sich die historischen Kulturwissenschaften an, um mit ihren Denkformen gewiß nicht alle Rätsel zu lösen, aber doch uns die Möglichkeit zu geben, aus Analogien zu lernen. Zur Sinnerfassung tritt die Sinndeutung.

Unter bewußter Trennung des Wesentlichen vom Unwesentlichen sucht der Historiker die vergangene individuelle Wirklichkeit festzustellen und unterscheidet sich gerade dadurch von dem Naturwissenschaftler, der die vielfältigen individuellen Erscheinungen unter generalisierende Begriffe, unter allgemein-gültige Gesetze bringt. Die Gegenwartsbezogenheit historischer Vergangenheit hat daher auch keineswegs mit Aktualitätsstucht etwas zu tun, sie ist begründet in der Aufgabe der Sinndeutung jener individuellen Realitäten, die dem Historiker obliegt, und bedeutet daher Einordnung in das Ueberzeitliche. Und hierin liegt wieder ein grundsätzlicher Unterschied von Natur- und Kulturwissenschaft. Denn Sinndeutung setzt voraus, daß jene individuellen Wirklichkeiten, das Material historischer Kulturwissenschaften, einen Sinn in sich tragen, auf deren Wert bezogen sind, während die Natur, das Material der Naturwissenschaften, fraglos von Sinn und Wert unabhängig ist. Zu dem Unterschied der generalisierenden und individualisierenden Denkmethoden von Natur- und Kulturwissenschaften tritt also auch der jene bedingende Unterschied ihrer sinnfreien und sinnvollen Objekte.

Keine noch so wohlwollende Absicht, die geistige Einheit der Hochschule herbeizuführen und zu begründen, darf diese prinzipielle Scheidung von Natur- und Kulturwissenschaften überspringen, wenn auch jede Einzelwissenschaft praktisch ein komplexes Gebilde aus Elementen beider Reiche darstellt. Die einzige Möglichkeit, zu einer Einheitswissenschaft zu gelangen, bietet die Philosophie, aber die Vermischung konträrer Denkmethoden fällt Aufgabe und Ziel der Sonderwissenschaften. Das hat uns die jüngste Vergangenheit deutlich gezeigt, als durch das Uebergewicht der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert auch die Kulturwissenschaftler glaubten, nach naturwissenschaftlichen Methoden arbeiten zu können. Nicht naturwissenschaftliches, sondern kulturwissenschaftliches Denken allein kann den irrealen Sinn der Technik erfassen. Die kulturelle Mission der Kulturwissenschaften an der Technischen Hochschule kann nicht dadurch erfüllt werden, daß dem allgemeinen Bildungsgut einfach „ein technisches Register“ angefügt wird. Sie kann einzig und allein in der Bildungsfunktion bestehen; Bildung aber ist nie und nimmer gleichbedeutend mit einer noch so unmaßenden Summierung noch so wertvoller Kenntnisse.

Bildung unterscheidet sich von Wissensanhäufung dadurch, daß sie Formung ist, innere Formung des Menschen, jene Gestaltung tiefen und freien Menschseins, das aus ewigkeitsgebundenem sittlichen Sein heraus sein praktisches Handeln bestimmen läßt. Um dieses Bildungsideal zu erstreben, braucht die Technische Hochschule die kulturwissenschaftlichen Fächer.

In weitesten Kreisen wird heute von den Hochschulen und Universitäten die Befähigung darauf verlangt, daß sie die ihnen anvertrauten jungen Menschen zur Autonomie des Denkens und Handelns heranbilden, daß sie wieder ernst machen mit dem humanistischen Bildungsideal. Unter Humanismus versteht Soll weder den rhetorisch-literarischen Humanismus der Renaissance

noch den individuell-sittlichen der deutschen Klassik. Der Humanismus, den der Vortragende meint, bezieht sich direkt auf das Suchen nach aktueller Weltgeltung, auf die Probleme unseres heutigen Ringens um Gestaltung der Wirklichkeit. Dabei soll das Verstehen, das Mitdenken auf dem Standpunkt eines jeden andern, die Redlichkeit die Kontinuität des Lebens gefördert werden. Dabei bezieht sich Verstehen einmal auf die gesellschaftliche Ordnung der äußeren Wirklichkeit, zum andern auf das Seelische. Wenn aber Gesetzesverstehen eine logische Handlung ist, so ist seelisches Verstehen ein Nacherleben. Soll aber Nacherleben zu Urteilen führen, so muß es auf ein gültiges Wertesystem bezogen werden. Diese Wertbezogenheit ist in Verbindung mit jener ergänzenden Denkmethode das wichtigste Bildungselement, das die Kulturwissenschaften und sie allein in der Technischen Hochschule dem Studierenden zu bieten haben. Zur Sinnerfassung und Sinndeutung tritt hinzu die Wertsetzung.

Die Werte, mit denen es die technischen Wissenschaften zu tun haben, sind in erster Linie praktische oder Nutzwerte, und allenfalls Ausdrucks- oder Formwerte. Die Kulturwissenschaften aber befassen sich mit Kulturwerten, die sowohl an der realen Existenz individueller Menschen und Gruppen haften, als auch darüber hinaus an höchst absolute Werte des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen anknüpfen und damit, wie es Emil Langerer in einer tiefdringenden Abhandlung „Ueber den Aufbau der Gemeinschaftswissenschaften“ ausdrückt, „die eigentliche Bedeutung des Menschentums, das Wesen der „Humanität“ ausmachen“.

Die Bildungswerte der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Fächer seien unbestritten; man solle doch ja nicht die Freude des Berufsethos, der Wertbegeisterung, der Leistungsfreude in unserer heutigen Bildungsanarchie geringschätzen; aber nur mit Hilfe der kulturwissenschaftlichen Disziplinen könne die Technische Hochschule eine Bildungsanstalt sein im Sinne jenes neuhumanistischen Bildungsideals der Persönlichkeitsgestaltung in Lebensgestaltung und Lebensführung. Soll schloß sich dabei an Ausführungen eines unserer tiefstbildenden Pädagogen, Eduard Spranger, an: „Wie sich die Verhältnisse auch entwickeln mögen: es ist kein Zweifel, daß wir in einem noch stärkeren Maße als früher Wirtschaftsführer und über ihnen politische Führer brauchen werden. Unsere Bildungseinrichtungen sind darauf vorläufig wenig eingestell. Man kann diese Bildung nicht aus der mystisch-ästhetischen Versenkung in die Vergangenheit der deutschen Seele gewinnen. Man kann sie aber auch nicht aus bloß realistischen Kenntnissen und Wissenschaften gewinnen. Alles in unserer Zeit scheint mir dahin zu drängen, daß sowohl der Wirtschaftsführer wie der politische Führer humanistisch im höchsten Sinne gebildet seien, d. h. aber, daß sie das Werk im weitesten Sinne und den Menschen wieder zusammenbringen, daß sie über den großen Objektivitäten der Wirtschaft und des Staates nicht die Seele der lebendigen Menschen vergessen, von der jene Mächte allein getragen und weitergebildet werden können. So gipfelt unser Bildungsideal in der allgemeinsten Formel: Durchseelung des Wertes, Wertfreudigkeit der Seele.“ Um diesem Ziele nachzustreben, müssen Realismus und Humanismus verschmolzen werden in der Erkenntnis, „daß kein Realismus Bildung zu heißen verdient, der nicht aus einer Menschheitsform heraus gesucht und gelebt wird, und daß kein Humanismus in die Tiefe geht, der sich nicht am Absoluten der ethischen Verpflichtung und der Gotteserfahrung entzündet hat. Durchströmt diese Erkenntnis die Tätigkeit in den Hör- und Lehrgesellen, dann ist unsere Technische Hochschule im besten Sinne eine Bildungsanstalt und keine Fachschule.“

C. A. Voss / Die Gräfin Hochberg

Auf der Höhe (1804—1811).

V.

Rettung in der Not sollte nun eben jener, französischerseits empfohlene bisherige badische Gesandte in Paris, Freiherr von Dalberg, bringen. Er wurde als Finanz- und Kabinettsminister berufen. Die Gräfin unterstützte die Wahl lebhaft, da Dalberg immer für die Hochbergsache eingetreten war. Aber es sollte sich erneut zeigen, wie kurzichtig sie in politischen Dingen war. Denn nur dann konnte Ordnung in die badischen Geschäfte kommen, wenn erstens einmal die in der Person des altersschwachen Monarchen nahezu ausfallende höchste Gewalt durch eine legale Einrichtung — einen Staatsrat etwa — ergänzt wurde (wie Dalberg es ausdrückte: „die Garderobe aus den Geschäften entfernt wurde“), — und zweitens den Schulden der Gräfin, die jede geordnete Finanzgebarung immer wieder über den Haufen warfen, ein Kiegel vorgeschoben wurde. Dalberg, der den Ehrgeiz befaß, durch wirkliche Erfolge Napoleons seine Fähigkeiten zu beweisen, forderte deshalb von der Gräfin ein Verzeichnis ihrer Schulden und bereitete eine Verordnung vor, wonach Schulden der Gemahlin des Regenten und der Nachgeborenen nicht als Staatsschulden gelten sollten. Die Folge war, daß es schon bald zu einem Zerwürfnis zwischen der Gräfin und Dalberg kam. Eine heftige Szene im Schlosse zu Baden trennte sie völlig.

Jetzt begann sich die Gräfin wie ein von allen Seiten umhülltes Wild zu fühlen. Die Befürchtung, daß jeder nächste Tag

sie durch den Tod des 80jährigen Großherzogs um alle Macht bringen konnte, die ständig wachsende Gefahr, daß die Dalbergschen Reformen ihr die letzte Möglichkeit zur Tilgung ihrer Schulden nehmen würden, das Drängen ihrer Gläubiger, die Bitten der vielen, denen sie gutmütig, gedankenlos, nur um sich Freunde zu schaffen, Unterstützungen in Aussicht gestellt hatte, — all das trieb die leidenschaftliche Frau zu einem Akte der Verzweiflung. Sie faßte, wie ihr Sohn, in seinen Denkwürdigkeiten schreibt, den Plan: „Durch Entfernung der Minister und Ernennung ihr ergebener Personen sich große Geldmittel zu verschaffen, indem nach französischer Weise meinem Vater eine Zivilliste von einer Million ausgesetzt würde.“ Diese Darstellung, wonach auch hier die Geldverlegenheit, die „bredouille“, das Entscheidende war, ist nach dem Charakter und dem „Vorleben“ der Gräfin durchaus glaubhaft; eigentliche politische Ziele fehlten offenbar, wenn man sie nicht in ihrer und ihrer Helfer naiven Hoffnung erblicken will, sich durch Einrichtungen nach französischem Muster die Gunst Napoleons zu gewinnen. Die Gräfin ließ sich mit zwei Abenteurern ein, einem entlassenen österreichischen Gesandtschaftsbeamten von Sternhain und einem noch zweifelhafteren Monsieur de Villaines. Diese nun faßten ihrerseits den Plan, die Welt durch eine badische Verfassung nach dem Muster derer zu überwaschen, die kürzlich für das neue Königreich Westfalen, Jérôme Bonapartes, erlassen war. Ein Artikel regelte die Erbfolge in

der Weise, wie sie in den Hausgesetzen bestimmt sei. Da dort die Aufzessionsfähigkeit der Hochberglinie vom Großherzog bereits festgelegt war, so würde sie nunmehr auch ein Stück der neuen Verfassung werden und damit die als thronfolgefähig anerkannten lebenden Mitglieder dieser Linie ohne weiteres zu Prinzen und Prinzessinnen des regierenden Hauses aufrücken. Um für die Schuldentilgung der Gräfin freie Bahn zu schaffen, war dem Großherzog eine Million Gulden aus dem Staatskassenschatz und der Ertrag der Domänen zugedacht; auf seinen Namen gemachte Schulden wurden als National- und Landesschulden erklärt. — Wie sehr sich Karl Friedrichs geistige Klarheit verschleiert hatte, zeigte sich bei diesem Anlasse in erschreckender Weise. Er unterzeichnete alles, ohne noch seine Bedeutung zu erfassen. Schon war eine Kabinettsordre angefertigt, die Dalberg befahl, sofort auf seinen Pariser Posten zurückzukehren, — als der Erbgroßherzog von der Sache erfuhr. Und Karl schritt mit der klaren Energie ein, die für den sonst so Entschlußlosen charakteristisch war, wenn ihn einmal die Gewalt der Ereignisse von seinen Hemmungen befreite. Die Angelegenheit wurde geschickt und schnell niedergelegt, so daß das Ansehen des alten Fürsten möglichst geschont war. Eine Verordnung vom 28. November 1808 bestimmte die Mitunterzeichnung aller wichtigen Regierungsakte durch den Erbgroßherzog, und eine der ersten Handlungen des 22jährigen Regenten, die von seiner politischen Einsicht zeugt, bestand in der Zurückberufung Reichensteins zu den Geschäften.

Es war von vornherein klar, daß dieser „Staatsstreich“, hinter dem keinerlei tatsächliche Macht stand, zum Scheitern verurteilt war. Schlechterdings unmöglich, daß sich der Erbgroßherzog, daß Dalberg ungehört, ungefragt, einfach gefügt hätten. Daß er aber ohne irgend welche ernstlicheren Folgen für die Gräfin vorbeiging, ist doch kaum nur aus der Rücksicht auf den alten Großherzog zu erklären, es beweist, daß man ihre ganze Tätigkeit dabei als das ansah, was sie ja auch im Grunde war: ein mißüberlegter Weiberstreich. So blieb für Luise-Karoline alles — bis auf die Einschaltung Karls als Mitregenten — fast unverändert, ja, sie konnte sogar den Vorteil buchen, daß Dalberg, Badens müde, seine Karlsrührer Stellung aufgab und nach Paris zurückkehrte.

Es ist auch keineswegs zu erkennen, daß die Gräfin aus ihrem Mißerfolge irgend etwas gelernt und sich nun etwa größere Zurückhaltung auferlegt hätte. Sie gehörte einmal zu den Naturen, die in ihrem dunkeln Drange stets überzeugt sind, recht zu haben, nur das Beste zu wollen und bei Mißerfolgen das unschuldige Opfer von Verfolgungen ihrer Feinde zu sein. Ohne Bedenken setzte Luise-Karoline deshalb ihren unverminderten Einfluß bei ihrem Gatten dafür ein, daß der durch Dalberg unterbrochene Bau ihres Wittumspalais wieder aufgenommen und für ihren ältesten Sohn die Domäne Zwingenberg erworben wurde. Und auch in ihrer politischen Betätigung war sie weder vorsichtiger noch klüger geworden. Damals stand Karl Friedrichs bedeutendster Staatsmann, der Freiherr von Reichenstein, in einem erbitterten Kampfe mit dem neuen französischen Gesandten Bignon. Dieser scheint in seinem festen Ehrgeize angestrebt zu haben, „als ein vom Kaiser eingesetzter Generaladministrator zur Entlastung Karl Friedrichs die Macht in einer Hand zu vereinigen“. Er machte deshalb in jeder Weise der Regierung Karl Friedrichs Schwierigkeiten und malte in seinen Berichten die Unsicherheit des Thronfolgers, die Mängel der badischen Verwaltung, die Verletzung französischer Interessen in den schwärzesten Farben aus. Und gerade aus dieser Zeit nun wissen wir, daß die Gräfin dem französischen Polizeikommissar Popp in Strassburg ihre wirklichen und vermeintlichen Geuner persönlich denunzierte: Amalie, Ludwig, Edelsheim, Reichenstein. Ja, sie hatte sogar durch die Vermittlung der Frau jenes aus der Staatsstreich-angelegenheit bekannten Sternhahn eine Unterredung mit Popp und scheint mit ihm politische — man kann sagen: hochverräterische — Pläne auf eine engere territoriale Verbindung Badens mit Frankreich gesponnen zu haben.

Da warf eine glückliche Fügung ihr auch noch die Günstin in den Schoß, daß sie Gelegenheit bekam, ihren „Heros“ Napoleon

persönlich und allein zu sprechen. Als er nach einem siegreichen Feldzug gegen Oesterreich im Oktober 1809 durch Baden kam, benachrichtigte er weder Karl noch Stephanie. Kinderlose Ehen waren ihm ein Greuel und er wollte daher den beiden seine Ungnade zeigen. Die Gräfin ließ sich deshalb von Karl Friedrich ermächtigen, Napoleon in Rastatt, wo er sich kurz aufhielt (24. Oktober 09), in seinem Namen zu begrüßen und zu seinen Siegen zu beglückwünschen. Wie die Gräfin dann später schrieb, verhinderten sie dabei „die Umstände“, dem Kaiser von seiten des Großherzogs „auch einen seiner letzten Wünsche zu unterbreiten, den, seinem mächtigen Schutze Gattin und Kinder seines zweiten Bettes anzuvertrauen für die Zeit, wenn er aufgehört haben werde, zu sein“.

Die Gräfin entschloß sich deshalb, selbst unmittelbar an den Kaiser zu schreiben. Dieser Brief vom 13. November 1809 ist die letzte politische Äußerung bedeutsamer Art, die wir von der Gräfin besitzen, bevor sie im Witwenstande verschwindet. Wenn sie in der Einleitung schreibt: der Großherzog sehe am Ende seines langen Lebens mit einer Art von Schrecken, daß ihr Los und das ihrer Kinder noch nicht geregelt sei, so hören wir hier zweifellos ihre eigene Stimme. Dann fährt sie fort: „Sire! — Seit 22 Jahren bin ich die Gattin Seiner Königlich Hochheit des Großherzogs, habe ich mich der Aufgabe gewidmet, sein Glück auszumachen und seine Liebe zu verdienen. Ich habe immer die Gefühle der Freundschaft geteilt, die dieser Fürst nie aufgehört hat, für Frankreich zu hegen. Vor allem lag mir am Herzen, meine Kinder in diesen Grundfäden zu erziehen. . . Ich weiß, daß ich von Feinden umringt bin, obwohl ich nie etwas tat, um mir ihren Haß zuzuziehen. Man verargt mir, daß ich nicht als Prinzessin zur Welt kam und daß ich dem Großherzog drei Söhne geschenkt habe, als ob es von mir abgehangen hätte, die Geize der Vorsehung zu durchkreuzen. Man verargt es mir ebenso, daß ich der einzige Vertraute des Großherzogs bin, und man vergißt, daß ich dabei die heiligste der Pflichten erfülle, in seinem vorgerückten Alter einen so verehrungswürdigen Fürsten zu trösten, der das Unglück hat, keinem seiner Diener trauen zu können. . . Meine unversöhnlichen Feinde haben keinen Augenblick veräumt, um mich zu verderben und mich unglücklich zu machen. . . Ich wage deshalb, mich an die Güte Eurer Majestät mit der Bitte zu wenden, daß Sie geruhen möge, einen der letzten und liebsten Wünsche des Großherzogs zu erhören und mir Ihren mächtigen Schutz zu gewähren, damit meine Stellung entsprechend geregelt werde, wenn ich das Unglück haben sollte, Witwe zu werden, und damit meine drei Söhne, die meine ganze Liebe besitzen, in der politischen Welt den Rang erhalten, wie er den legitimen Kindern eines souveränen Fürsten gebührt. Bis jetzt haben meine Söhne bei Hofe nur den Rang nach den fremden Gesandten. Geruhen Eurer Majestät sie darin zu unterstützen, daß sie den Rang von Prinzen erhalten, ohne daß sie daraus den Anspruch auf die Nachfolge in der Regierung ableiten könnten, die sie nicht im geringsten beanspruchen. — Gewähren Sie mir die Gnade, dieser Wohlthat noch die weitere beizufügen, meine Söhne in Ihren Dienst zu nehmen, für den ich sie ganz und gar und seit langem bestimmt habe. . . Ich flehe Sie gleichfalls an, meine Tochter Amalie unter ihren allmächtigen Schutz zu nehmen, die Sie mit Ihrem Wohlwollen beehrten, und über ihr künftiges Los zu bestimmen, das ich ganz der gnädigen Bestimmung Eurer Majestät überlasse. . . Eine weitere große Verhütung wäre es für den Großherzog, wenn ein französischer Gesandter dauernd in Karlsruhe seinen Wohnsitz hätte, um die Freunde Frankreichs zu ermutigen und zu beschützen, und wenn Euer Kaiserliche und Königl. Majestät mir die Gnade erwies, mich unter Ihren hohen Schutz zu nehmen, und Ihren Gesandten am badischen Hofe beauftragten, mir gegen die kleinen Verfolgungen meiner Feinde, die auch die Feinde Frankreichs sind, Sicherheit zu gewähren.“

Der Brief hat dann noch von der zitternden Hand des 80jährigen Großherzogs die ergreifende Nachschrift: „Sire! — Der Inhalt dieses Briefes ist mein Herzenswunsch. Ich bitte Euer Majestät, ihn günstig anzunehmen.“

Walther Burk / Eine Schwarzwälder Seherin

Vor 25 Jahren, als noch kein Mensch an Weltkrieg und unruhige Zeiten dachte, habe ich zum erstenmal von der „Geisen-Käther“ gehört. Vom alten Lindenwirt in Gutach, der, selbst ein lebenswürdiges Original, über seltsame Menschen und verfloßene Zeiten seines Heimatortes Bescheid wußte, wie nicht leicht ein anderer.

Inzwischen ist mein damaliger Gewährsmann aus seiner stattlichen Behausung zum kleinen Friedhof hinüber, den Weg baldiger Vergessenheit gegangen, während der Name der zwei Menschenalter früher verstorbenen Geisen-Käther unverloren weiterlebt und gerade in letzter Zeit in aller Munde ist. Haben sich doch im Laufe der Jahre die Voraussagen dieses seltsamen Weibes in erstaunlicher Folgerichtigkeit erfüllt.

„Sie war nicht in dem Tal geboren,“ man nimmt aber an, daß in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durchziehendes, fahrendes Volk oder ein leichtfertiges Soldatenweib sie als unbequeme Last angesehen und der Erbarmung Dritter

überlassen habe. Man nennt sogar als Fundort die von Hausach nach Gutach führende Straße unterhalb des sagenumwobenen Bühlersteins. Andere allerdings behaupten, die Geisen-Käther sei als erwachsenes Weib nach Gutach gekommen.

Zuverlässig fest steht jedoch die Tatsache, daß sie — wenn sie nicht gerade wieder wochen- oder monatelang abwesend war — als Gemeindepöbel wochenweise im Umlauf bei den Hofbauern untergebracht war, und es ist anzunehmen, daß sie als Gegenleistung die Geisen ihrer bäuerlichen Ernährer geschützt und dabei den Namen Geisen-Käther erhalten hat, unter dem sie heute noch jedem Gutacher Kind vertraut ist. Es ist sogar in dieser Tagen über sie ein Aufsatz in der Gutacher Schule gemacht worden.

Was war nun Seltsames an diesem Weib? Es ist so viel, daß der Gedanke, die Phantasie der Nachwelt könnte diese Gestalt mit allzu üppigem Rankwerk überwuchert haben, naheliegt. Set dem, wie ihm wolle. . . Wenn nur die Hälfte wahr ist, so verdient die Geisen-Käther unsere Beachtung.

Reizvoll erzählt Frau G., deren Mutter in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Kindermädchen bei dem Bachbauer diente, von deren Erinnerungen an die seltsame Frau: Ein alter Schäfer sei manchmal strickend auf einer Matte an der Gutach gefessen. Dem habe die Geißen-Käther gerne Gesellschaft geleistet und bei dieser Gelegenheit ihre Gesichte anvertraut.

Da sollte dormalst ein eiserner Weg den Schwarzwald hinauf führen, auf dem feurige Wagen ohne Pferde hin und her fahren würden. (Die Schwarzwaldbahn.)

Da würde ein großer silberner Vogel über die Berge fliegen, in dem sich ungefährdet Leute befänden. (Zeppelin und Flugzeuge.)

Da würden in der Luft über den Straßen Menschen herumstrampeln und gar eilig vom Fleck kommen. (Radfahrer.)

Da wäre endlich ein Verkehr von Wagen ohne Köffer. (Autos.)

Und ein Krieg würde kommen, der die ganze Welt in Flammen setzen und nicht eher ein Ende finden würde, als bis zu Köln am Rhein die Menschen und Pferde im Blut wälzten. Dann würde das Geld wie Fegen auf der Straße herumliegen, und die Kinder würden sich um die Apfelsüßen rauen. Die aller schlimmste Zeit aber würde sein, wenn die Frauen Schuhe tragen, unter denen man hindurchsehen könne. (Hohe Schuhe.)

Im Jahre 1940 aber käme ein neuer Krieg, der Nord und Brand auch ins Gutachtal tragen würde. Dann würde der Bauer vom Pflug weglassen, und die Herren — vor denen Gott den Verstand genommen — erschlagen, und auf jedem Gartenzaun würde ein Herrentopf stecken. Dann solle man auf die Berge flüchten, einen Laib Brot, eine Speckseite und einen Krug Kirchwasser mitnehmen, und wenn das verzehrt sei, dann sei auch der Krieg zu Ende. Deutschland aber werde alsdann größer und mächtiger denn je unter einem — Bauernkaiser werden.

Die Mutter der Frau G., die damals 12 Jahre alt war und ein dummes Ding gewesen sei, habe zu alledem gelacht, worauf die Geißen-Käther sie angefahren habe: „Lach nicht, du! Ich erlebe das alles nicht mehr, aber über dich und deine Kinder wird

das Kriegsdonnerwetter noch kommen.“ Tatsächlich hat die Mutter der Frau G. als 86jährige Frau den Weltkrieg noch erlebt.

Man mag die Prophezeiungen beurteilen, wie man will. Wie aber stellt sich der Mensch von heute zu der hundertfach als Tatsache überlieferten Behauptung, daß die Geißen-Käther, ohne lesen und schreiben zu können, die ganze Bibel und das Gesangbuch auswendig gewußt habe? Daß sie auf Befragen jedem soll haben sagen können, wo und in welchem Zusammenhang ein Bibelwort oder Gesangbuchvers zu finden sei?

Die Forderung der letzten Jahrzehnte hat sich vielfach mit derartigen Erscheinungen befaßt und — soviel mir bekannt ist — immer wieder mit einem „ignorabimus“ bescheiden müssen. Auch die Geißen-Käther mit ihren Prophezeiungen wird immer ein Rätsel bleiben.

Trotzdem gehört das alte Weiblein mit dem grünen Röschchen, dem Blick in die Zukunft und dem Bibelbuch in der Seele meines Erachtens entschieden zu der Geschichte des Gutachtals. Es war mir daher eine aufrichtige Freude, als an dem Tage, da ich dies niederschrieb, Herr Pfarrer Herriegel, selbst hoch erfreut, in mein Zimmer trat mit dem Resultat seiner freundlichen Suche nach dem bisher verschollenen Namen der Gutacher Seherin, dem nachstehenden Eintrag in das Totenbuch der Kirche zu Gutach:

„Im Jahre Christi 1831, den 21. Januar, morgens 9 Uhr, starb in dem Hause des Bachbauerns Johannes Blum und wurde den 23ten, früh 10 Uhr, begraben: Catharina Weiskerlin, eine herumziehende Bettlerin, von deren Herkunft man keine gewissen Nachrichten angeben kann. Wahrscheinlich erreichte dieselbe ein Alter von 84 Jahren.

Gutach, den 23. Januar 1831.

gez. L. Sievert, Pfarrer.“

In ihrer Todesstunde — so sagen die Gutacher — soll das ganze Haus gezittert haben.

L. Billmaier / Joh. Philipp Wahls, des Pandektenlumpes andere Seite

Anschließend an die Erzählung „Das Michelfelder Faß“ von D. Michaeli i. d. Pyramide v. 10. Jan. 1932 sei nachfolgend die Abschrift eines Original-Briefes mit Hochzeitsgedicht von J. Phil. Wahl hinzugefügt.

Am 27. Mai 1862, in Odenheim saßen die Festgäste versammelt beim Hochzeitsmahl. Des Alt-Engelwirts Tochter sollte von dem jungen strammen Durlacher Bezirksförster als Gattin heimgeführt werden. — Noch war der für den Stammpaar Wahl bestimmte Platz leer. — Da wurde dem Brautpaar der Brief folgenden Inhalts überbracht:

Festprosa
u.
Husschlag an die Hypokrene
zum
heutigen Hochzeitstage
für
Herrn u. Frau G.
Odenheim
27ten im Vollmond
1862

Ich dürfte schon lange keine andere Züge mehr mit der Feder machen, als kalte tote Buchstaben auf freudloses Papier.

Um so mehr dürft Ihr mir glauben, Lieberth'sches Hochzeitspaar, wie ich mit freudigem Gefühle heute wieder einmal nach der Feder greife, um tiefgefühlte Worte herzinnigen Glückwunsches für Euch niederzuschreiben und Euch zu freundlicher Erinnerung mitzugeben in die Ferne.

Stundenlang möchte ich da fortzuschreiben und möchte mein besseres Selbst, mein eigenes lebendiges Ich mit diesen Federzügen verschmelzen, die schon nach einer Stunde vielleicht vor Euren Blicken stehen. Dann würde ich selbst Eure Wonne schauen und vielleicht selbst dabei eines freundlichen Blickes genießen, der Einsame, Verlassene!

Es tröstet mich aber, daß mir doch dieser Moment genügt ist zu der Frage: „Fühlt Ihr Euch glücklich? selig?“ — und daß ich selbst für Euch prophetisch das Echo gebe „Glücklich!“, „Selig!“, womit ich zugleich meinen besten Glückwunsch ausgesprochen haben will!

Gewiß werde ich oft freundlich Ihrer gedenken in der neuen Heimath, und könnte der Körper dem Geiste die Schwingen rauben, dann sollte manchmal die weite Strecke, die dann zwischen uns liegt, nur den Raum einer kurzen Spanne messen.

Aber! — die Zeit ist um — noch einmal! — Des Himmels bester Segen ruhe auf Euch und bewahrt mir gütigst ein klein klein winzig freundliches Andenken!

P. 8.

Ob mir's gelingt, daß ich die Muse' zügel?
Und ob ich's wag', ich greife in die Bügel.
Steh' Pegasus, neig' deinen Rücken,
Laß' mich das Hochzeitsfest poetisch schmücken.

Euch liebes Paar mög' Gottes Segen
Pestegeln Euren Herzensbund!
Gesundheit, Frohsinn, langes Leben
Ist's, was für Euch ersehnt mein Mund.

Nicht Glanz, nicht Gold, nicht Edelsteine
Begründen unser Erdenglück;
Nur Lieb' und Tugend im Vereine
Versüßt uns jeden Augenblick.

Der schönste Stein in Eurer Krone
Sei stiller Friede um Euch her!
Um ihn bewegt sich gleich der Sonne
Des Ehestands' heiliges Sternmeer.

Wenn Ihr im holden Kinderkreise
Genießt des Lebens höchste Lust,
Wie hebt sich dann sanft und leise
Die warme dankerfüllte Brust.

O! nichts macht glücklicher auf Erden,
Als solche inn're Seligkeit.
Die Erde muß zum Himmel werden,
Herrscht Liebe und Zufriedenheit.

Und kommen auch der Prüfung Tage,
Nehrt Kummer, Sorge bei Euch ein,
Blickt auf zum Himmel, — jede Plage
Soll von der Ripp' verschwunden sein!

Vor tausend schon und tausend Jahren
Der Sturm braust über Thurnbergs Höh'n.
Den Sturm mag' Euch der Himmel sparen,
Laß' Euch nur seine Sonne seh'n!

Nicht sehr viel später, 61jährig, am 9. November 1863, dürfte nach seines Lebens Irr-, Wirr- und Schicksal im damals neuen Odenheimer Friedhof als erster Joh. Phil. Wahl seine Ruhestätte finden.

Möge vorausgegangener Hochzeitsbrief und Gedicht durch das Bekenntnis seines besseren Seins zeigen, daß er immerhin mit seinem Schicksal die Lebenszede bealich, — während er st durch Galgenhumor seiner Mit- und auch Nachwelt zur Erheiterung des Lebens beitrug.